

die recht practische Anleitung zur sinnreichen Schmückung des Weihnachtsbaumes gut verwendbar — es ist wünschenswerth, daß diese Anleitung mit Hingewerfung alles übrigen Geschreibels als eigenes Büchlein herausgegeben würde.

Die sociale Bedeutung der Klöster im Mittelalter und die nächsten Folgen ihrer Aufhebung in England.¹⁾

Von P. Andreas Kobler S. J. in Innsbruck.

Der materielle Nutzen der Klöster.

a) Die Klöster und die Arbeit.

Wenn, wie bemerkt, der Socialismus der Gegenwart seine Pfahlwurzel im Unglauben hat, so läßt sich andererseits auch nicht leugnen, daß die materielle Lage namentlich der niederen Classen der Bevölkerung nicht dazu angethan ist, um demselben jede weitere Nahrung zu entziehen. So mußte man im vorigen Jahrhundert Frankreich zwar zuerst dekatholisiren, um es für die Revolution reif zu machen; diese aber zum Ausbruch zu bringen, bedurfte es noch besonderer Fehler, welche die materiellen Interessen des Volkes berührten. Dem Unglauben im Mittelalter war vorgebeugt dadurch, daß man die Kirche und ihre Institutionen, darunter namentlich die Klöster, wenigstens in verhältnißmäßig größerer Freiheit gewähren ließ, ja dieselben, was vielfach der Fall war, geradezu wirksam unterstützte. Eben diese Kirche und ihre Institutionen, besonders die Klöster, waren es aber auch, welche nicht bloß großen geistigen, sondern selbst solch materiellen Nutzen stifteten, daß eine sociale Revolution, wie sie gegenwärtig von allen Seiten droht, im Mittelalter unmöglich wurde. Wir haben es hier nur mit den Klöstern zu thun, und wollen sehen, wie sie den Reichthum verwendeten, zu welchem viele derselben gelangten, und in welcher Weise sie längst schon den materiellen Theil der socialen Frage der Gegenwart gelöst haben. Ehe wir jedoch auf diesen Gegenstand eingehen, wird es gut sein, kurz die Frage zu beantworten, wie denn die Klöster, welche wirklich reich waren, zu solchem Reichthum gekommen; denn auch die Art und Weise, wie heut zu Tage das Capital in den Händen Einzelner sich mehrt, ist nicht immer tadellos und gibt darum dem Socialisten ebenso gerechten als erwünschten Anlaß zur Klage, während von anderer Seite her noch immer besonders den Bewohnern der Klöster im Mittelalter Arbeitsscheue und bequemes Leben zum Vorwurf gemacht wird.

Der Reichthum der Klöster überhaupt floß aus einer doppelten Quelle zu, aus der eigenen Thätigkeit und aus den freiwilligen Gaben Anderer; trat dazu noch eine weise Verwaltung des in solcher Weise Erworbenen, so war es nur natürlich, wenn Klöster im Laufe von Jahrhunderten zu bedeutendem Besitz gelangen und Niemand wird ihnen daraus einen Vorwurf zu machen berechtigt sein. Gehen wir einen Augenblick zurück in die Zeit, da die ersten Klöster gegründet wurden. Was war z. B. Deutschland zur Zeit, als die Söhne des hl. Benedict zuerst dasselbe betraten? Fast ein ununterbrochener Wald und eine öde, sumpfige, von wilden Thieren bewohnte Gegend war oft Alles, was man ihnen zu ihrer ersten Ansiedelung bieten konnte; ja nicht selten suchten die Mönche selbst solche einsame wilde Gegenden, oder aller Cultur bare Inseln auf, um desto ungestörter ihren heiligen Zweck verfolgen zu können. Den Wald lichten, die Sümpfe trocken legen, den Boden bearbeiten, um ihm die nöthige Nahrung abzugewinnen, das war die Arbeit, deren diese Mönche sich, oft ganz allein und ohne jegliche Hilfe unterziehen mußten; man kann sich denken, welches ihre ersten Wohnungen waren, und womit sie in solcher Einsamkeit ihr Leben zu fristen hatten. Das waren die ersten Anfänge so vieler reicher und prachtvoller und selbst gefürsteter Abteien, welche später die schönsten Zierden Deutschlands bildeten. Und wie hier, so ging es auch in anderen Ländern. Wie viele öde, oder nur von wilden Barbaren bewohnten Inseln, entlang den Küsten von England und Irland wurden durch die Mönche in einer Weise umgewandelt, daß sie zum Lieblingsaufenthalt von Fürsten und mächtigen Großen geworden, und wie manche jener Inseln sind wieder verödet, oder nur mehr spärlich von einigen armen Fischern bewohnt, seitdem man die Mönche daraus vertrieben und ihre herrlichen Bauten hat in Trümmer fallen lassen. Aehnliches gilt von Frankreich, Spanien und theilweise selbst von Italien. So finden wir über die Gründung von Cîteaux, dem Stammkloster der Cistercienser, Folgendes berichtet. Schon Molesme an der Grenze von Burgund und der Champagne, wo der hl. Robert mit einigen Mönchen sich zuerst niedergelassen hatte, um nach der ganzen Strenge der Benedictinerregel zu leben, war eine einsame Waldgegend, wo die Brüder in ärmlichen, aus Baumstäben geformten Hütten wohnen und von den Kräutern und Früchten des Waldes sich nähren mußten. Noch schrecklicher war die Gegend von Cîteaux in der Diöcese Chalons, wohin der Heilige mit einigen Gleichgesinnten gegen Ende des 11. Jahrhunderts sich zurückzog. Dieses Cîteaux war damals eine fast unzugängliche Wildniß, und gerade in den dichtesten Theil des Waldes drang Robert mit seinen Gefährten ein, um hier ein Leben der äußersten Strenge und der Entbehrungen aller Art zu führen. Die anhaltende schwere Arbeit

dieser Männer, die körperlichen Strengheiten, die sie übten, die außerordentlich spärliche und dabei allem Geschmac̃ widerstrebende Nahrung, welche sie genossen, — nicht selten nur Buchenblätter, in Wasser gekocht und mit etwas Salz gewürzt, — dazu das häufige Gebet, dem sie oblagen, so daß ihnen kaum eine Zeit zu der allernöthigsten Ruhe und Erholung blieb, das Alles hatte selbst für die kräftigen Naturen der damaligen Zeit etwas so Abscheuliches, daß kaum Jemand es wagen wollte, sich dem Vereine anzuschließen. Als dann noch im Jahre 1112 eine im ganzen Lande wüthende, tödtliche Krankheit auch unter den durch ein so strenges Leben geschwächten Brüdern von Cîteaux ihre Verheerungen anrichtete, kam die Genossenschaft dem Aussterben nahe. Allein in eben demselben Jahre erschien der junge, erst 23jährige Bernhard mit 30 Gefährten, um das begonnene Werk fortzusetzen, und wurde zum zweiten Vater des nun in herrlichster Blüthe sich entfaltenden Cisterzienserordens. Fast gleichen Anfang mit Cîteaux nahm später die berühmteste Schöpfung des hl. Bernhard, nämlich Clairvaux. Und Aehnliches finden wir in den Annalen vieler, wenn nicht der meisten Klöster vor dem 13. Jahrhundert, wo man zuerst begann, Klöster in Städten zu gründen.

Was soll jedoch darin für ein sociales Moment liegen? Wahrlich ein nicht unbedeutendes. Bekanntlich waren die alten germanischen Stämme gerade keine besonderen Freunde der Arbeit; Jagd und Krieg waren ihre Lieblingsbeschäftigungen, knechtliche Arbeit war Sache der Sklaven oder der Weiber. In welch ganz anderem Lichte mußte ihnen fortan die Arbeit erscheinen, als sie Männer, ebenso frei, wie sie, und an Bildung und Abkunft oft weit über ihnen stehend, ja Männer, in welchen sie Lehrer der Religion und Verkünder des Heiles erkennen mußten, die niedrigsten Dienste der Sklaven verrichten sahen. Sie mußten allmählig aufhören, sich der Arbeit zu schämen, im Gegentheil durch solches Beispiel sich bald aufgefordert fühlen, Hand anzulegen, besonders wenn sie sahen, wie Gegenden, wo Mönche sich angesiedelt, in kurzer Zeit ein anderes Aussehen erhielten: wo früher nur undurchdringlicher Wald gestanden, wogten bald die herrlichsten Saaten, die Anfangs ärmlichen Holzhütten der Mönche machten stattlichen Gebäuden Platz, in deren Mitte sich eine prachtvolle Kirche erhob, während reiche Gemüse-, Obst-, und Blumengärten, oder Gärten voll medicinischer Kräuter die Klostergebäude umgaben.¹⁾ Abgesehen davon, daß solche Umwandlung ehemals unbebauter Strecken kein geringer Gewinn war, mußte das Beispiel der Mönche zur Nachahmung wecken, aber auch in den Augen der Sklaven eine Arbeit adeln,

¹⁾ „Ueber den Bergbau der Klöster im Mittelalter“ siehe die Hist.-polit. Blätter, 64, 297—315.

welche sie bisher nur erniedrigt hatte. Wie viel war dadurch schon in socialer Beziehung gewonnen!

Uebrigens darf es uns wohl nicht wundern, wenn die Mönche, nachdem sie viele Jahre hindurch Leiden und Mühen und Entbehrungen aller Art ertragen, auch die Früchte ihres Fleißes genossen und sich allmählig ein menschenwürdigeres Dasein schufen, wenn sie nicht weiter mehr in den Wald zogen, um Bäume zu fällen, oder das Feld nicht mehr mit eigenen Händen bestellten, sondern wenn sie dazu sich anderer Hände bedienten, zufrieden damit, die Arbeit zu leiten oder zu überwachen, um das Erworbene in gehörigem Stand zu erhalten, oder zu vervollkommen.¹⁾ Deswegen darf man nicht glauben, daß sie fortan nur träger Ruhe fröhnten. Man wußte im Mittelalter ebenso gut, wie zu irgend einer Zeit, daß Müßiggang Sünde sei und zu allen möglichen Lastern führe, und darum waren die Klostervorstände im Mittelalter nicht minder, wie zu jeder anderen Zeit, darauf bedacht, jedem der Untergebenen ein bestimmtes Maaß von Arbeit anzuweisen, in der vollsten Ueberszeugung, daß geregelte Thätigkeit allein schon hinreicht, den Verfall der Disciplin zu verhindern. Wenn es schon, wie Sutorius sagt, im Leben eines Carthäusers so viele Beschäftigungen gibt, daß selbst der Ungelehrte kaum Zeit findet, Alles zu thun, was zu geschehen hat,²⁾ wenn dies bereits von einem beschaulichen Orden gilt, wie muß es um so mehr gelten von religiösen Communitäten, welche nach außenhin thätig sind. Sehen wir ab von der Besorgung des Chores und des feierlichen Gottesdienstes, wie er in den Klosterkirchen abgehalten wurde, sehen wir ab von der Verwaltung der Seelsorge außerhalb des Klosters, sehen wir ab von den Kräften, welche in der Schule ihre Verwendung fanden, und von den vielen Händen, welche mit der Abschreibung von Büchern und der Bereitung alles dazu Nöthigen beschäftigt waren, wie viele Aemter gab es nicht in einem Kloster, — und je zahlreicher die Communität, desto mehr solche Aemter, — welche einen Mann vollkommen in Anspruch nahmen, wenn ihm anders noch die nöthige Zeit zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten bleiben sollte. Nehmen wir dazu, wie vielfach die Bewohner der Klöster von Seite der Welt in Werken geistiger und leiblicher Barmherzigkeit in Anspruch genommen wurden, und man wird begreifen, wie auch bei der großen Menge der Klöster im Mittelalter es immerhin Arbeit genug gab, so daß der Müßiggang mit seinen

¹⁾ Doch gab es auch zahlreiche Klöster, deren Bewohner ausschließlich von ihrer Handarbeit lebten. So war im 13. Jahrhundert der bei weitem größere Theil der lombardischen Industrie in den Händen der Humiliaten. Man sehe über diesen merkwürdigen Orden in seiner Blüthezeit zwei sehr interessante Artikel in den „hist.-pol. Blättern“, 6, 749—60 und 7, 30—48. „Industrie und Religion im 12. und im 19. Jahrhunderte.“ — ²⁾ De vita Carthus. lib. II. tit. II. cap. 4.

traurigen Folgen in denselben nicht so leicht Platz greifen konnte. Wenn nun bloß durch eine gute und gewissenhafte Verwaltung — und man wird eine solche den Klöstern im großen Ganzen nicht abstreiten können, — das anfänglich vielleicht geringe Vermögen sich nothwendig mehren mußte, namentlich da es nie getheilt wurde, sondern immer in einer und derselben Familie blieb, so kamen jetzt dazu auch noch die ungeheuer vielen Schenkungen, welche den Klöstern im Mittelalter gemacht wurden. Wir wollen hier nicht auf die verschiedenen Motive eingehen, welche die Gläubigen bestimmten, solche Schenkungen zu machen und bemerken nur, daß viele derselben Zeichen der Dankbarkeit waren für Wohlthaten, die der Geber vom Kloster empfangen, oder an Bedingungen geknüpft wurden, die dem Kloster eine beständige Last auferlegten, so daß mehrere dergleichen Schenkungen die Haltung eines eigenen Priesters erforderten. Doch gab es der Schenkungen auch viele, welche bloß zum Unterhalt der Klostersgemeinde gegeben wurden ohne weitere Verpflichtung, als um vor Gott Theil zu haben an ihren Gebeten und guten Werken, oder auch zum Schmuck der Kirche und zur größeren Feier des Gottesdienstes, oder für die Schule und das damit verbundene Scriptorium u. s. w. Kein vernünftiger und billig denkender Mensch, überhaupt Niemand, dem nicht Haß gegen alle Religion oder gewisse Vorurtheile allen Sinn verwirrt haben, kann den Klöstern aus der Annahme solcher Schenkungen irgend einen Vorwurf machen, noch wird man nachweisen können, daß sie die an solche Gaben allenfalls geknüpften Bedingungen nicht gewissenhaft erfüllt haben. Ja gerade in den so zahlreichen und mitunter großartigen Schenkungen an die Klöster im Mittelalter liegt, wie schon bemerkt, ein nicht zu entkräftender Beweis für den guten Geist, welcher im Allgemeinen in denselben herrschte. Wenn aber nun diese Klöster theils durch eigenen Fleiß, theils durch die Gaben Anderer zu immer größeren Besitz und Vermögen gelangten, wenn ein einfaches gemeinschaftliches Leben in den Klöstern und eine vernünftige Haushaltung, sowie die Vererbung des Vermögens in der gleichen Familie nicht wenig zur Vermehrung des Reichthums beitrugen, sollte es auch dann und wann einen allzu prachtliebenden Abt oder einen minder geschickten Haushalter gegeben haben, so hat Niemand ein Recht gehabt, sie ihres Eigenthums zu berauben, abgesehen davon, daß dieses Eigenthum im strengsten Sinne des Wortes ein Gott geweihtes Gut war.

Wir kommen nun auf den Gebrauch zu sprechen, welchen die Klöster des Mittelalters von ihrem Reichthum gemacht. Dieser Gebrauch ist es, welcher zum bei weitem größten Theil eine sociale Frage, wie sie heut zu Tage besteht, vom Mittelalter ferne hielt, oder wenn man will, sie schon damals gelöst hat. Vor Allem geben

die Klöster einer Unzahl von Menschen Beschäftigung, aber unter ganz anderen Bedingungen, als dies gegenwärtig nur allzuhäufig geschieht. Einzelne ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, welche leider noch sehr selten sind, ist zwischen dem modernen Capitalismus und der modernen Industrie und zwischen dem Reichthum in den Händen eines Klosters ein großer Unterschied, und wo die eigentlich „todte“, oder vielmehr tödtende Hand sich findet, dürfte nicht so schwer zu entscheiden sein. Zwar rühmt sich der Capitalist und Industrielle der Gegenwart und will sich zum Wohltäter der Menschheit hinaufschrauben, der es wohl verdiene, daß man seine Brust mit Orden schmücke, und ihn und seine Nachkommen in den Adelsstand erhebe, weil er in einem Bergwerk oder in einer Fabrik einige hundert Arbeiter beschäftigt — bis ein „Krach“ ihn nöthigt, dieselben zu entlassen und dem Elend preiszugeben, wenn nicht noch etwas Schlimmeres zu gleichem Ende führt. Nicht so das Kloster des Mittelalters, welches auch nicht selten Hunderten von Menschen Arbeit und Unterhalt verschaffte, sie aber auch vor Elend und Noth für ihr ganzes Leben zu schützen wußte. Das Kloster betrachtete eben den Arbeiter vom christlichen Standpunkt aus und behandelte ihn als Menschen, während der moderne Materialismus, wieder angelangt auf dem alten heidnischen Standpunkt, ihn nur als Waare, oder vielmehr als einfaches Werkzeug behandelt, das er wegwirft, wenn es sich ausgenützt hat, oder wenn er es vortheilhaft durch ein anderes ersetzen kann.

Man unterschied in jedem größeren Kloster des Mittelalters eine „innere und äußere Familie“, familia interna et externa, und schon das Wort familia deutet auf ein ganz anderes Verhältniß hin, als heut zu Tag zwischen dem Arbeiter und seinem „Herrn“ oder „Principal“ besteht. Die familia interna bildete die Ordensgemeinschaft selbst mit Einschluß allenfalls noch aller im Kloster wohnenden Studirenden; zur familia externa gehörten Alle, welche im Dienste des Klosters standen, sei es nun, daß sie innerhalb der Mauern desselben, oder auf den verschiedenen dem Kloster gehörigen Mauerhöfen wohnten, also die Knechte und Mägde, oder auch Leute, welche zwar auf eigenen, doch dem Kloster gehörigen, aber ihnen zugewiesenen Hufen oder kleinen Gütern lebten, dafür jedoch einen sehr mäßigen Zins entrichteten, und jede Woche auf einem der benachbarten Mauerhöfe drei Tage umsonst d. h. um die Kost arbeiten, oder Frohndienste leisten mußten. Innerhalb der Umfriedung des Klosters lebten gewöhnlich die Bedienten, die Handwerker, das zur Besorgung der Güter und der Ställe nothwendige Personal u. s. w. Einen Begriff von einem solchen größeren Kloster gibt uns z. B. St. Gallen, welches für sich allein vor mehr als 1000 Jahren schon (820—920) weit umher der volkreichste Ort war. Das

Kloster beherbergte innerhalb seiner Mauern zu jener Zeit mehr als 100 Mönche, und fast sämtliche Handwerke, welche eine solche Communität und noch mehr die mit dem Kloster verbundene Landwirthschaft erforderte, hatten dajelbst ihre Werkstätten und ihre Wohnungen; dazu kam noch eine Anzahl junger Leute, welche die Schule besuchten, und eigene Wohnungen für die Reisenden, für die Kranken und für die alten, arbeitsunfähig gewordenen Pfründner, so daß ein solches Kloster einem kleinen Städtchen nicht unähnlich war. Daher finden wir es auch begreiflich, wenn es heißt, daß zur Verpflegung einer solchen Klostergemeinde, wie St. Gallen damals war, ein Backofen dastand, welcher 1000 Laib Brode faßte, und eine Malzdörre für 100 Malter Gerste, während jährlich nicht weniger als 10 neue Mühlsteine erfordert wurden, um den Abgang der alten zu ersetzen. Uebrigens zählte das Kloster unter seiner familia externa mehr als 200 Leibeigene; bei diesem Worte aber glaubt man dem finsternen und barbarischen Mittelalter gegenüber triumphirend auf den freien Arbeiter der Gegenwart hinweisen zu können. Wir wollen sehen.

Wenn die Kirche auch gewisse Institutionen, welche sich unter den Völkern eingelebt haben, nicht billigen kann, so wendet sie doch zur Beseitigung derselben nicht gewaltsame Mittel an, entzündet keine blutigen Bürgerkriege, wie es in Nordamerika geschehen, sondern überläßt es der Zeit, solche Institutionen abzuschaffen, indem sie unterdessen das Harte derselben zu mildern, und was Sündhaftes daran ist, zu entfernen sucht. So verfuhr sie mit der Sklaverei der Alten, so mit der Leibeigenschaft, welche sie unter den germanischen Stämmen vorfand. Dem Beispiel der Kirche folgten die Klöster, denen nicht selten Güter und Maierhöfe mit den darauf befindlichen Leibeigenen zum Geschenke gemacht wurden, wenn sie nicht etwa durch Kauf dergleichen erwarben. Nur mit diesen Leibeigenen der Klöster haben wir es jetzt zu thun, nicht mit denen, welche unter anderen Herren standen. Es ist wahr; der Leibeigene gehörte dem Kloster an und hatte im Dienste desselben seine Kräfte zu verwenden; auch konnte er seinen Dienst nicht verlassen, oder seinen Herrn wechseln, wann und wie er wollte. Das war allerdings eine Beschränkung seiner persönlichen Freiheit, doch wurde dieselbe durch anderweitige Vortheile mehr denn aufgewogen. Daß beim Leibeigenen eines Klosters von einer tyrannischen Behandlung, wie sie ehemals der Sklave von seinem heidnischen Herrn erfahren mochte, nicht die Rede sein kann, versteht sich wohl von selbst. Im Gegentheil, der Leibeigene gehörte zur äußeren Familie des Klosters, und letzteres sorgte für ihn, so lange er lebte. Es gewährte ihm Schutz und bot ihm Hilfe in jeder Bedrängniß. Wurde er krank, der Arzt des Klosters behandelte ihn und die Klosterapothete schickte

die nöthigen Arzneien, Alles natürlich unentgeltlich. War er alt oder arbeitsunfähig geworden, so konnte er innerhalb der Klostermauern ruhig und ohne weitere zeitliche Sorgen seine letzten Tage verleben. Hatte er Familie und starb er, so war für die Witwe gesorgt und die Waisen wurden auf Kosten des Klosters erzogen. Und selbst so lange er gesund war, wurde er nie mit Arbeit überladen; man denke nur an die vielen Festtage, die während des Mittelalters außer den Sonntagen gefeiert wurden, und welche dem Arbeiter von damals gewiß mehr als die nöthige Ruhe gewährten. Dazu dann eine menschenfreundliche Behandlung, der stets freie Zutritt zu den Obern des Klosters, wenn irgend eine Klage sein sollte, ferner die geistige Pflege, welche ihm sein ganzes Leben hindurch und namentlich im Leiden und im Tode zu Theil wurde, endlich die stets gegebene Möglichkeit, sich so viel zu erwerben, um sich und seine Familie loskaufen und einen eigenen Besitzstand gründen zu können.

Man vergleiche nun mit dem Loos eines solchen Leibeigenen das Loos so vieler „weißer Sklaven“ unserer modernen Industrie. Was hilft dem jetzigen Arbeiter seine Freiheit, wenn er krank, oder alt, oder dienstlos wird, wenn er Monate lang keine Arbeit findet, oder wenn man ihm den Lohn in einer Weise herabsetzt, daß er zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel hat? Und sollte er noch überdies eine Familie haben, und er stirbt, was hilft es der Witwe und den armen Waisen, daß ihr Ernährer kein Leibeigener, sondern ein freier Mann gewesen? Werden wir uns wundern, zu hören, daß im Mittelalter viele freie Leute sich und das Ihrige dem Kloster zu Eigen gaben, um der Vortheile der Leibeigenen, oder der familia externa sich erfreuen zu können? Und was von den Leibeigenen gilt, hat seine Geltung auch von den schon erwähnten sogenannten Robotbauern. Wenn Hagel oder Ueberschwemmung die Ernte vernichtet hatte, das Kloster war immer noch reich genug, um den schuldigen Zins nachsehen, oder einen Aufschub gewähren, und selbst das Nöthige zur neuen Aussaat vorstrecken zu können. Wenn Feuer das Haus und die ganze Habe eines solchen Klosterunterthanen zerstört hatte, in dem Abte fand er immer ein fühlendes Herz; schnelle Hilfe war zur Hand, und er war nicht genöthigt, sich den Wucherern in die Arme zu werfen. Und so half das Kloster, wenn Krankheit oder irgend ein anderes Unglück eine solche Familie heimsuchte. Wie manches Bäuerlein in unserer Zeit möchte wohl gern wieder einem Kloster den geringen Pachtzins entrichten und einigen Frohndienst leisten, wenn es sonst steuerfrei wäre und im Falle der Noth wüßte, wohin es sich zu wenden habe. „Unter'm Krummstab ist gut wohnen“, lautete das bekannte Sprichwort, und wenn uns auch die Geschichte

Unzufriedene selbst unter dem Krummstab zeigt, so brauchen wir uns bloß daran zu erinnern, daß es unsern ersten Eltern sogar im Paradiese zu enge geworden.

Uebrigens ist mit der familia externa, oder den eigentlichen Dienstleuten die Zahl derjenigen bei weitem noch nicht abgeschlossen, welchen die Klöster Arbeit und Verdienst gaben. Von der großartigen Unterstützung, welche sie den Künsten jeglicher Art angebeihen ließen, wird später noch die Rede sein. Aber denken wir an die vielen und oft ganze Menschenalter in Anspruch nehmenden Bauten, welche die Klöster im Mittelalter aufgeführt, und welche weit mehr Hände erforderten, als worüber das Kloster zu verfügen hatte. Denken wir an die ausgedehnten Besitzungen so vieler Klöster, zu deren Bearbeitung, besonders in der Zeit der Ausfaat und der Ernte, viele fremde Hände verwendet werden mußten. Denken wir ferner an die vielen und mannigfaltigen Bedürfnisse einer größeren Haushaltung überhaupt, welche nicht alle durch Leute im Hause selbst befriedigt werden können, und erinnern wir uns an die große Anzahl der Klöster im Mittelalter, dann mögen wir beiläufig einen Begriff haben von der Menge Menschen, welche in oder von diesen Klöstern ihr ganz anständiges Auskommen hatten, und daß Arbeiter und Handwerker sich gerne in der Nähe von Klöstern niederließen, nicht bloß um in der Nähe einer Kirche zu wohnen, sondern weil sie daselbst auch ihr zeitliches Fortkommen hoffen durften. So entstanden um solche Klöster herum Dörfer und Märkte und selbst Städte, besonders wenn ein Kloster viele Fremde anzog, sei es wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung, oder weil viele Pilger zum Besuch des Heiligthumes kamen, oder auch weil mehrere glänzend gefeierte kirchliche Feste mehrmal im Laufe des Jahres eine große Menge Andächtiger herbeilockten, welche dann von den nicht selten mit solchen Festen verbundenen Jahrmärkten das Nöthige nach Hause nahmen. So verdankte eine weitere, nicht geringe Anzahl von Menschen den Klöstern wenigstens indirect ihr Fortkommen. Daher auch die Erscheinung, daß mit der Aufhebung der Klöster so viele um dieselben herumliegenden Ortschaften verarmten; ihre Erwerbsquelle war versiegt. Es gab also in Folge der vielen und mitunter reichen Klöster eine im großen Ganzen zufriedene Bevölkerung, die Abgaben waren gering, der zeitliche Wohlstand mehrte sich fort und fort, und nicht umsonst betrachtete man die Errichtung eines Klosters immer auch als einen Segen für eine ganze Gegend, und zwar nicht bloß in religiöser und moralischer, sondern selbst in materieller Beziehung.

Bemerken wir endlich, die Sache bloß vom ökonomischen Standpunkt aus betrachtet, wie diese Klöster des Mittelalters in Allem, was die Cultur des Bodens betraf, mit dem besten Bei-

spiel und stets belehrend vorangingen. Bekannt mit jeder Scholle Erde, durch lange Erfahrung mit den klimatischen Verhältnissen vertraut, und immer auf vernünftigen Fortschritt bedacht, befaßen die Klöster die herrlichsten Waldungen, die schönsten Felder, die edelsten Obstärten oder Reben, und selbst zur Zier die reichsten Blumen­gärten, und man geizte nicht mit diesen Dingen, sondern theilte gerne mit, wo Lust zur Nachäferung sich zeigte. Noch heut zu Tage wird man Gegenden in der Nähe eines größeren Klosters an der besseren Bodencultur von andern leicht unterscheiden können, und mancher herrliche Wald trägt jetzt noch die Spuren der sorg­samten Pflege, die er von Seite eines längst aufgehobenen Klosters erhielt. Vergleichen wir bloß z. B. Deutschland, was es war am Anfang des Mittelalters, und was es durch den Fleiß und das Beispiel der Mönche bis zum 16. Jahrhundert geworden, ungeachtet dieselben so oft in ihrem friedlichen Werke unterbrochen wurden, und der Krieg in wenigen Monaten wieder zerstörte, was jahre­lange Mühen zu Stande gebracht hatten. Schließen wir diese Be­trachtungen mit den Worten eines englischen Protestanten, welche nicht bloß auf England, sondern auch auf andere Länder ihre An­wendung finden: „So außerordentlich nützlich,“ sagt Maitland, „sich die Klöster der Gesellschaft erwiesen, indem sie wüste und brachliegende Gegenden bebauten, so war dieser Nutzen doch gering im Vergleich zu den Vortheilen, welche sie der Gesellschaft brachten, nachdem sie Großgrundbesitzer geworden, — Landlords mit mehr Wohlwollen, und Oekonomen mit mehr Verständniß und Capital als irgend welche andere . . . Eines jedoch ist bemerkenswerth . . ., daß diese geistlichen Gutsbesitzer aus ihren Ländereien nicht so viel herauszuschlagen, als sie hätten thun können, und als die gewissen­losen und tyrannischen Laien, von denen sie umgeben waren und nur zu oft beraubt wurden, wohl gethan haben würden.“¹⁾

In Sachen des dritten Ordens des hl. Franciscus.²⁾

Von Prof. Dr. Kerstgens in Freistadt.

II.

Die Neuregelung des dritten Ordens durch die apostolische Constitution *Misericors* vom 30. Mai 1883.

In dem Rundschreiben *Auspicato* vom 17. September 1882 hat Leo XIII. der katholischen Welt die Institution des dritten Ordens des hl. Franciscus als eine vorzügliche Ringschule des christlichen Lebens und Strebens nach Vollkommenheit empfohlen

¹⁾ Dark Ages, p. 393. — ²⁾ Vgl. 1. Heft S. 64.